

*Denn die Armen habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht immer.*

Mt 14,11

Ich schrieb über diese Stelle bei Mk 14,7, wo auch noch gesagt wird: „Und ihr könnt ihnen Gutes tun, so oft ihr wollt“, und Dt 15,11, wo es heißt, dass „die Armen nie ganz aus deinem Land verschwinden (werden)“. Wörtlich gibt es unseren Satz auch noch bei Johannes, der durch zwei Wörter den Teil der Aussage nochmals verstärkt, von der ich hier ganz absehen will: „Mich aber habt ihr nicht immer bei euch.“ Das tue ich nicht deshalb, weil ich die theologische Brisanz dieses Satzteils unterschätzen würde, sondern weil er von dem ablenkt, was Martin Huthmann hier wichtig war. Martin ist vor ein paar Tagen gestorben und wäre zeitlebens nie auf die Idee gekommen, dass Jesus nicht immer gegenwärtig sei. Eine andere Frage ist, ob wir ihn immer sehen, wahrnehmen, fassen können. Die würde Martin verneint haben und es wäre eine spannende Reflexion, wie sich das alles gestalten könnte, dieses Jesus-bei-uns-Haben. Aber es wäre eine andere als die, die sich aus dem ersten Satzteil ergibt. „Die Armen habt ihr immer bei euch“ ist für Martin, wenn ich ihn richtig verstanden habe, aber auch nie identisch mit der Behauptung gewesen: „Die Armen werden nie ganz aus deinem Land verschwinden.“ Damit bin ich *medias in res* und höre auf, Martin dauernd zu vergegenwärtigen. Er ist, bei allem eigenen Profil und anderem Ansatz meinerseits, in meinem Denken allemal immer präsent. Mir gegenüber hat er ausbildend gewirkt, denke ich, aber eben nicht bei dem Punkt, den wir hier besprechen, der Rolle oder besser der Wahrnehmung der Armen. Ich habe immer von daher gedacht, gefühlt, geurteilt, gehandelt, dass „die Armen“ eine politische Kategorie sind, keine oder nur sehr bedingt eine soziale. Es gibt aber auch eine Sicht, die das Politische der Armen, besser der Armut, kein bisschen aus dem Blick lässt und dabei trotzdem auf ihre physisch-biologische Existenz besteht, auf ihre reale Anwesenheit. So wie Interviewer oder berühmte Fragebogen fragen: „Sind einige Ihrer Freunde Ausländer?“ oder: „Haben Sie schon einmal einen Abend mit einem Flüchtling verbracht?“ kann man in die gesellschaftliche Stellung eines Menschen einen Einblick erhalten, wenn man weiß, wie viele Arme zu seinem Bekanntenkreis gehören. Das alleine ist noch nur sehr eingeschränkt, lässt es doch Paternalismus und Instrumentalisierung jedweder Art zu. Worum es geht, ist nicht, die Anwesenheit der Armen zur Kenntnis zu nehmen, das tut auch, wer sagt, deren Armut kotze ihn an. Es reicht auch nicht, richtig festzustellen, dass „Armut kein Mangel an Charakter“ ist, sondern „ein Mangel an Geld“. Wäre eine solche Haltung mit Konsequenzen verbunden, würde den Armen also Geld gegeben, dann bliebe das Problem immer noch unbearbeitet, dass über das, was da geschieht, jemand anderes entschieden hat als die Armen selbst. Ja, Armut ist im Kapitalismus ein Mangel an Geld. Als Argument für ein bedingungsloses Grundeinkommen aber ist diese Feststellung derart lächerlich defizitär, dass es mir schwerfällt, überhaupt von hier her weiterzudenken. Rutger Bregmanns Satz über Charakter und Geld, so richtig er im liberalen Zusammenhang auch ist, reduziert Armut wiederum auf ein rein ökonomisches Phänomen. Alles Politische verschwindet. Darin läge keinerlei Herausforderung und so sagt Deuteronomium ja auch genau, was für Regeln man erlassen soll, damit das Problem gelöst werden kann. Und Markus, schon hintergründiger, sagt, wenn es euch darum ginge, den Armen Gutes zu tun, das könntet ihr ja. Bregmann geht weit darüber hinaus, indem er fordert, dass das, was „wir“, also die Gesellschaft, könnten, auch getan werden muss. Das ist gut und ehrt ihn, wirklich, ohne jeden Spott. Aber was ist, wenn die Armen bei uns uns theologisch gar nicht zuallererst durch ihre materielle Armut herausfordern, sondern durch ihre Machtlosigkeit? Diese resultiert ganz wesentlich aus jener, das ist klar. Ebenso zeigt sich immer wieder, dass das gebrochen werden kann. Manche Menschen ohne Geld haben Einfluss und manche mit Geld haben keinen. Sie sind Ausnahmen, aber sie existieren. Menschen ohne Geld können sich zusammenschließen und gemeinsam Einfluss gewinnen, weitere Einflusslose ohne Geld können sich mit ihnen verbünden, auch welche mit Geld – Revolution zieht nicht nur die Verlierer bisheriger Verhältnisse an, sondern auch die Mächtigeren Gewinner der zukünftigen. Und das gilt im Makrokosmos der großen politischen Veränderungen ebenso wie im Mikrosystem eines Dorfes am Amazonas. Die Armen als politisches Phänomen, als immer Macht- und meist auch Mittellose, sind eine extrem dynamische

Kategorie, die als gesellschaftliche Entität gar nicht beschreibbar ist, außer mit unserem Satz: Sie sind immer da. Jeder Versuch, sie zu beschreiben, sie zu verstehen, ist sinnvoll (vielleicht, kann sinnvoll sein wäre wohl besser). Jeder Versuch, ihre materielle Situation zu verbessern, ohne ihnen vorzuschreiben, was sie dafür tun müssten, ist notwendig. Aber sie sind immer noch immer bei uns. Alle Maßnahmen, seien sie noch so gut, reduzieren Armut, beseitigen sie vielleicht sogar als absolute Mittellosigkeit, integrieren, lösen Ausschlüsse auf, schaffen Möglichkeiten. Und es bleiben immer noch Arme mit wenigen dieser Möglichkeiten, mit wenig bis keinem Geld, mit keiner bis wenig Macht. Nach denen zu fragen, nach deren Sichtweise, nach deren Urteilen, sich dort einzuordnen, wo alles Bemühen um eine Ende der Armut an sein Ende gekommen ist, ohne dabei die Hoffnung auf ein Ende der Armut auszugeben, das wäre die gelungene Adaption unseres Verses. Denn es gibt ja eine Parallele zu Rutger Bregmanns Irrtum, die genau so gemeint ist. Das ist die Annahme (auch hier, wie bei Bregmann, wieder nur stellvertretend für viele), dass (absolute) Armut gesellschaftlich unvermeidlich sei. Wie wir alle wissen (könnten), beginnt Armut in diesem Sinne genau mit Sesshaftwerdung, Ackerbau, Eigentum. Viele Jahrhunderttausende kamen die Menschen ohne individuelle Armut aus. Erst seit ein paar Tausend Jahren suchen wir nach einem Weg („wir“ heißt hier nicht ein bewusster Akteur, sondern bezeichnet einen historischen Prozess), wie mitten im Eigentum Armut vermieden werden kann. Da liegt es nahe, dass die Selbstzwänge des Systems stärker sind als die Bemühungen, es zu kontrollieren oder zu ersetzen. Da scheint ein Denken, das die Armen idealisiert, ziemlich unvermeidlich. Wer arm ist, hat Recht. So wenig das konkret stimmt, so wenig ist es im Allgemeinen falsch. Bregmann und die Idealisierer der Armut machen den spiegelbildlichen Fehler. Was jener als fehlendes Geld denkt, fassen diese als zerstörerisches Geld. Hätte niemand Geld, wäre niemand arm. Das wird auch nicht einfacher, wenn die Idealisierung so weit geht, dass sie allein von irgendwelchen ausgedachten Grundbedürfnissen her denkt. Dagegen ist das ganz konkrete Leben mit den ganz konkreten Armen eben nicht nur eine soziologische Abstraktion, sondern eine ganz reale Möglichkeit. Auch dabei muss man, das hat Martin gezeigt, den theologischen Anspruch und die allgemeinpolitische Sicht auf Armut als politische Kategorie ebenso wenig aufgeben wie ich das mit einem ganz anderen Ansatz tue.